

Klemens Armbruster

1. Vortrag: Wie ich zu meiner Vision als Gründer und Teilnehmer von kleinen Glaubensgemeinschaften (Kleine christliche Gemeinschaften) gekommen bin und welche Erfahrungen ich damit gemacht habe. Meine persönliche Geschichte

INHALT

- 1. Über den Zusammenhang von Subjekt und System**
- 2. Meine religiöse Biografie und meine (religiöse) Umwelten**
- 3. Die Wichtigkeit von Leitungsteam für Gruppen**
- 4. Was bedeutet Koinonia?**
- 5. Die Entdeckung der Rituale**
- 6. Kleine christliche Gemeinschaften (KcG)**
- 7. Zusammenfassung I**
- 8. Zusammenfassung II Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen**

1. Über den Zusammenhang von Subjekt und System

Jeder Mensch hat eine Veranlagung zur Sprache, die aber erst in einem konkreten Lebensumfeld sich zur Muttersprache entwickeln kann. Es gibt keine allen Menschen gemeinsame Sprache. Ohne ein sprachliches Umfeld besitzt der Mensch zwar die Veranlagung zur Sprache, bleibt aber trotzdem sprachlos.

Charles Darwin entdeckte den Zusammenhang zwischen individueller Entwicklung und ökologischer Bedingung: D.h. eine Art entwickelt sich in Abhängig von ihrer Umwelt, ihrer Nische. Ein Einzelner entwickelt sich nicht unabhängig zu seiner Umgebung.

Gilt dies auch für die religiöse Entwicklung? Gilt der Zusammenhang zwischen individueller Entwicklung und gemeinsamen Umfeld auch für die religiöse Entwicklung des Menschen? Gibt

es einen Zusammenhang zwischen Veränderungen im Lebensumfeld und einer Veränderung der persönlichen Religiosität, zwischen dem persönlichem Glauben und einer bestimmten gemeinschaftlicher Praxis, zwischen der Person und der Tradition, zwischen dem einzelnen Subjekt und dem ihm umgebenden System, zwischen neuen Glaubensprozessen und neuen Glaubensgruppen?

Wenn sich ein solcher Zusammenhang zeigt, dann ist es nicht gleichgültig, welches Glaubensmilieu, welche Art von Glaubensgemeinschaften, welcher Weise gemeinsam geteilter Spiritualität wir in unseren Gemeinden und durch unsere Gemeinden entwickeln lassen. Umgekehrt bedeutet dies auch, dass wir den einzelnen Gläubigen entsprechende „kommunikative Glaubensmilieus“ (Medard Kehl) als Orte anbieten müssen, wo er sich religiös beheimaten kann.

2. Meine religiöse Biografie und meine (religiöse) Umwelten

Von meiner Geburt 1958 an lebte ich bis 1973 in einem katholischen Elternhaus in einem katholischen Umfeld eine durch und durch katholischen Schwarzwaldorfes. Meine Kindheit und frühe Jugendzeit war bestimmt von einem Traditionskatholizismus. Über viele Jahre war ich dort Ministrant.

Aufgrund einer eigenen Entscheidung ging besuchte ich von 1973 bis 1979 ein katholisches Internat. Das System „Internat“ bot mir ein Hallenschwimmbad an, während das System „Schwarzwaldorf“ nur einen kalten Gebirgsbach im Sommer anbieten konnte. Meine Zeit der Pubertät verbrachte ich hier in einem experimentierfreudigen Umfeld. Auch religiös probierten wir Vieles aus. Einmal im Jahr machten wir eine Woche Exerziten bei den Mönchen von Münsterschwarzach. Allerdings hatte nichts länger Bestand.

Nach dem Abitur ging ich 1979 für 15 Monate zur Bundeswehr. Dort gab es kein katholisches Umfeld mehr. So verlor sich mein Interesse an Glaube und Kirche. Erwachsen geworden passte in meinem Heimatort zuhause auch meine bisherige Identität als Ministrant nicht mehr zu mir. Das religiöse Leben mit seinem Brauchtum dort wurde mir immer fremder. Meine Zeit ohne Glauben und ohne religiöse Praxis beginnt, ohne dass mir dies gefehlt hätte

1980 begann ich zu studieren. Hier suchte ich Anschluss an eine Studentengemeinschaft, die den sonntäglichen Gottesdienstbesuch kannte, aber so gut wie nicht praktizierten. Mein Glaubensleben wurde nicht gefordert und gefördert.

Im Januar 1983 geriet ich in eine große persönliche Lebenskrise: „Was will ich mit meinem Leben?“ Ich suchte danach, wer mir in meiner Sinnkrise helfen könnte. Die Pfarrgemeinde als Traditionsort machte kein Lösungsangebot. Da erinnerte ich

mich an die Mönchsgemeinschaft der Internatszeit und sucht dort Hilfe für meine persönliche Klärung. Nach mehrmaligen Gesprächen stellte sich mir im Oktober 1983 die Frage: „Soll ich Priester werden?“ Unsicher trat ich ins Theologenkonvikt Collegium Borromäum in Freiburg ein.

1985 meldete sich in mir die Frage: „Wie willst Du als Priester leben?“ Ich stieß bei einem Schulpraktikum auf die Unterrichtseinheit „Christen leben in Gemeinschaft“. Wenn dies stimmte, dann darf ich später nicht als Einzelkämpfer leben, sondern muss in Gemeinschaft leben. Im Herbst 1985 traf ich meinen Kurskollegen Hubert Reichardt, den dieselbe Frage umtrieb und wir begannen miteinander gemeinschaftliche Formen zu leben.

Im Laufe der Jahre sind wir acht Erwachsene geworden und bis heute ist meine Heimat unsere Gemeinschaft: „Neuland - Gemeinschaft im Gemeindeaufbau“. Wir sind ein Ehepaar mit drei Kinder, zwei Frauen und vier Priester. Wir leben nicht alle unter einem Dach.

Zurück zu meiner Biografie: 1986 machte ich mein theologischen Examen. In dieser Phase fragte ich mich intensiv: „Ruft Gott dich wirklich als Priester?“ Mein geistlicher Begleiter, der Mönch P. Meinrad OSB aus Münsterschwarzach sagte nach einem längeren Exerzitenweg: „Du musst einfach springen! – dann weißt Du, ob Du berufen bist oder nicht!“ Ich bin gesprungen.

Nach dieser Entscheidung und der Diakonenweihe kam ich 1987 als Diakon in die Gemeinde Gottmadingen. Dieses Jahr war für mich umstürzend. Denn Gottes Ruf klärte sich in diesem Umfeld (System), weil die Menschen von Gottmadingen in mir diese priesterliche Berufung sahen und ernst nahmen. So klärte sich in diesem Jahr meine priesterliche Identität (Subjekt) und ich lies mich 1988 zum Priester weihen.

1987 lernte ich die Methode „Glaubenskurs“ von Leo Tanner (Schweiz) kennen gelernt.

Von 1988 bis 1990 war ich Kaplan in Gengenbach. Hubert Reichardt, Franz Wehrle – das nächste Gemeinschaftsmitglied und ich halten jeweils unseren ersten Glaubenskurse.

Mit der Versetzung nach Mannheim (1990 – 2000) lebten wir als Gemeinschaft erstmals gemeinsam unter einem Dach. 1922 gründete ich mit anderen zusammen das Mannheimer Evangelisierungsteam e.V. (MET). Schwerpunkt am Anfang war die Arbeit mit Glaubenskursen für Erwachsene. Die überraschenden Früchte dieser Glaubensarbeit waren, dass sehr viele Teilnehmer zwei fundamentale Entdeckungen machten: zum einen entdeckten sie ihre Charismen für Andere, und zum anderen entdeckten sie Sehnsucht nach Gemeinschaft. So begannen wir nach einer Methode, die wir in der Schweiz kennengelernt hatten, mit der Gründung und dem Aufbau von GBL-Gruppen (Glauben-, Bibel- und Leben-Teilen).

Später erkannte ich, dass jede authentische Glaubensarbeit unabhängig von ihrer Methodik diese Früchte hervorbringt. Nur werden sie zu wenig wahrgenommen, weil man diese Tatsache nicht kennt.

Mit der Zeit kam es zu einer grundsätzlicheren Unterscheidung zwischen Dienstgruppen, die sich treffen, um einen Dienst zu verrichten (z. B. Kirchenchor, Ministranten, ...), zwischen Interessengruppen, die sich treffen, weil Menschen sich für eine bestimmte Sache interessieren (z. B. Mutter-Kind-Gruppe, Bibelkreise, ...) und schließlich zwischen Lebensgruppen (Glaubensgruppen, gemeindliche Lebenszellen) die es gibt, weil Menschen ihr Leben miteinander teilen wollen (z. B. Familien, Hauskreise, ...).

Unsere Glaubengruppen bekamen in Mannheim den Namen „GBL-Gruppen“,

weil man in ihnen Glauben-, Bibel- und Leben miteinander teilt. Traditionell sind ja Familien solche religiösen Lebensgruppen. Allerdings leben heute längst nicht mehr alle Gläubigen auch in gläubigen Familien. So dass es mehr und mehr darauf ankommt, „neue Familien Gottes“ zu gründen. Den Text in Apostolicam actuositatem 11 über das, was eine christliche Familie auszeichnet, kann man gut auch auf solche kleinen Glaubensgruppen anwenden:

„Die Familie selbst empfing von Gott die Sendung, Grund- und Lebenszelle der Gesellschaft zu sein. Diese Sendung wird sie erfüllen, wenn sie sich in der gegenseitigen Liebe ihrer Glieder und im gemeinsamen Gebet vor Gott als häusliches Heiligtum der Kirche erweist; wenn sich die ganze Familie in den liturgischen Gottesdienst der Kirche eingliedert; wenn schließlich die Familie zu echter Gastfreundschaft bereit ist, Gerechtigkeit und andere guten Werke zum Dienst aller notleidenden Brüder fördert.“

Aber im Unterschied zu Familien, sind und werden solche kleinen Glaubensgruppen zunächst nicht auf Dauer angelegt, sondern offen gegründet. Verbindliche Lebensgemeinschaften tauchen in einer Glaubensarbeit erst spät auf. Aus sich sympathisch findenden Menschen schälen sich erst nach etwa sieben Jahren die heraus, die eine Berufung zum verbindlichen Leben haben.

Kurze einige Hinweise zu unserer Gemeinschaft „Neuland – Gemeinschaft im Gemeindeaufbau“. Verbindliches Leben setzt die Erkenntnis einer Berufung zur Gemeinschaft voraus. Diese drückt sich bei uns in der „Gemeinsamen Erklärung der Verbindlichkeit“ aus:

„Von Gott berufen möchte ich gerne in der Gemeinschaft „Neuland - Gemeinschaft im Gemeindeaufbau“ mit euch leben und lernen.“ „Ich möchte die Verbundenheit mit euch und mit Gott entwickeln und pflegen.“ „Ich will mich dafür einsetzen, dass wir unsere

gemeinsame Sendung durch Jesus Christus immer besser erkennen und durch einen glaubwürdigen Lebensstil sichtbar machen.“ „Ich bin bereit, euch anzunehmen und in der Entfaltung eurer Persönlichkeit zu fördern.“ „Ich will durch Verständnis, Mitgefühl und konkrete Hilfe zu einem bergenden und heimatlichen Klima beitragen.“ „Ich will versöhnungsbereit sein und Barmherzigkeit üben.“ „Ich bitte euch, mich auf meine Stärken und Schwächen aufmerksam zu machen.“ „Ich möchte mit euren Schwächen liebevoll und konstruktiv umgehen.“ „Ich will meine persönlichen Begabungen in die Gemeinschaft einbringen und im Austausch mit euch zum Aufbau von Gemeinden beitragen.“ „Ich möchte das Evangelium bezeugen und andere an meinem Leben teilhaben lassen, damit in ihnen die Sehnsucht nach Jesus Christus und nach christlicher Gemeinschaft wachsen kann.“ „Dies sage ich euch mit Gottes Hilfe zu.“

Alle zwei Jahre wird das gegenseitige Versprechen erneuert. Zweimal im Jahr treffen wir uns mit dem geistlichen Begleiter. Was uns immer mehr bewusst wird, ist, dass Gemeinschaft gelingt, wenn wir uns als eine „Gemeinschaft versöhnter Sünder“ akzeptieren können.

3. Die Wichtigkeit von Leitungsteam für Gruppen

Mit der Zeit habe ich viele Erkenntnisse zum Leben und Existieren von Gruppen gewonnen. Eine wichtige Erkenntnis war, dass Gruppen Leitungsteams brauchen. Denn „Herden ohne Hirten sterben“ (Haupt) Oder wie es Frederic Vester sagt: „Selbststeuerung ist das wichtigste Organisationsprinzip eines Teilsystems, sobald es innerhalb des Gesamtsystems überleben will.“ Das bedeutet, dass man Leitungsteams von Gruppen und Gemeinschaften nicht initiiert, sondern dann auch schult und begleitet.

Aber – und dies war erst eine spätere Erkenntnis! Nicht nur die Leitungsteams, sondern auch die Gruppen müssen

geschult und begleitet werden. Dieses Programm hat sich –übrigens in Anlehnung an die Kleinen christlichen Gemeinschaften – in unserem Buch „Neuer Wein in neue Schläuche“ niedergeschlagen. Auch wurde immer klarer, dass es neben den Treffen in kleinen Glaubensgruppen auch sogenannte Großgruppentreffen – WeG-Gemeinschaftstreffen – notwendig sind. Auch das Subjekt „Kleingruppe“ braucht ein sie stützendes System, die Großgruppe.

4. Was bedeutet Koinonia?

Als im Jahre 1999 mein Buch „Von der Krise zur Chance“ erschien, ohne das ich heute nicht hier bei Ihnen wäre, hat dies eine ganz eigene Wirkungsgeschichte entfaltet. Unter anderem lernte ich Pfarrer Paul Wess¹ aus Wien kennen und mit ihm den Begriff der „Koinonia“. Durch ihn lernt ich diesen Begriff besser unterscheiden, nämlich dass es „Gemeinschaft durch Teilhabe an etwas Gemeinsamem“ gibt, und dass davon „Gemeinschaft durch Teilhabe an den anderen“ zu unterscheiden ist. Diese Gemeinschaft geschieht auch durch „wechselseitiges Anteilgeben“ (Paul Wess)

- *Gemeinschaft durch Teilhabe an etwas Gemeinsamem*

„Wenn wir also diese Gemeinschaft des Volkes Gottes, die so umfassend und äußerst differenziert ist, vor Augen haben wollen, müssen wir vor allem auf Christus blicken, der in gewisser Weise zu jedem Glied dieser Gemeinschaft sagt: ‚Folge mir‘. Dies ist die Gemeinschaft der Jünger; jeder einzelne von ihnen folgt auf je eigene Weise Christus, mitunter sehr bewusst und kohärent, mitunter wenig aufmerksam und sehr inkonsequent.“ (Johannes Paul II., RM 21)

¹ Paul WESS: Einmütig. *Gemeinsam entscheiden in Gemeinde und Kirche*, Thaur 1998. Ders.: *Und behaltet das Gute. Beiträge zur Praxis und Theorie des Glaubens*, Thaur 1996. Ders.: *Gemeindekirche. Ort des Glaubens. Die Praxis als Fundament und Konsequenz der Theologie*, Graz 1989.

- *Gemeinschaft durch Teilhabe an den anderen*

„Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet zudem die Fähigkeit, den Bruder und die Schwester im Glauben in der tiefen Einheit des mystischen Leibes zu erkennen, d. h. es geht um ‚einen, der zu mir gehört‘, damit ich seine Freuden und seine Leiden teilen, seine Wünsche erahnen und mich seiner Bedürfnisse annehmen und ihm schließlich echte, tiefe Freundschaft anbieten kann.“ (Johannes Paul II., NMI 43)

Die Gemeinschaft durch Teilhabe an Jesus Christus, nenne ich das „Jesus-Prinzip“, die Gemeinschaft durch Teilhabe an den anderen das „Einander-Prinzip“.² Beim „Jesus-Prinzip“ wäscht Jesus jedem einzelnen die Füße. Unabhängig vom Ansehen seiner Person ist jeder von Christus angenommen. Dieses Angenommensein durch Christus verbindet alle. Das „Einander-Prinzip“ folgt der Logik, dass diejenigen, welche durch Christus verbunden sind, auch einander annehmen. Diese Wort „einander“ ist ein Schlüsselwort biblischen Gemeindeverständnisses: „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.“ „Seid einander in geschwisterlicher Liebe zugetan, übertrefft euch in gegenseitiger Achtung!“ „Ertragt einander in Liebe.“ „Darum bekennt einander eure Sünden, und betet füreinander, damit ihr geheiligt werdet.“

5. Die Entdeckung der Rituale

Die innere Wirklichkeit des Friedensgrußes drückt sich in der äußerliche Gebärde des Rituals aus. Bestimmte Wirklichkeiten brauchen liturgische Gebärden und Rituale weil sie anders nicht real werden.

Diese Bedeutung der Rituale für den inneren Vollzug von Gemeinschaftserfahrungen wurde mir Schritt für Schritt durch die Beschäftigung mit dem Erwachsenenkatechumenat

deutlich. Ich habe inzwischen angefangen - auch in unserer Gemeinschaft - mit den kleinen Liturgie aus dem Erwachsenenkatechumenat zu arbeiten. Bei den Zusammenkünften von Gruppen überlege ich mir immer wie wir das, was wir besprochen haben, in eine liturgisches Ritual einbinden können. Bestätigt wurde ich durch die Erfahrungen mit dem Erwachsenenkatechumenat in Singapur. Es wurde zum wichtigsten Nebenthema unserer Reise nach Asien.

6. Kleine christliche Gemeinschaften (KcG)

Im Jahre 2010 gehörte ich einer diözesanen Gruppe an, die eine Exposure-Reise nach Singapur unternahm. Ziel war dort, das Leben und Arbeiten der „Kleinen christlichen Gemeinden“ in Singapur durch konkretes Mitleben kennen zu lernen. Dabei wurde mir die Unterscheidung zwischen „Kleinen Glaubensgruppen“ und „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ klarer.

- *Kleine Glaubensgruppen (GBL-Gruppen) geben Einzelnen eine spirituelle Heimat.*

Die Zielsetzung von „Kleinen Glaubensgruppen“ ist hier die Sammlung (communio): Christen, die in ihren alltäglichen Berufsleben und in ihrer Freizeit als Glaubenszeugen sind oder die in ihren Familien oft die einzigen Praktizierende sind, brauchen solche Gruppen, in denen sie als Glaubende aufatmen und auftanken können.

- *Kleine christliche Gemeinschaften (KcG)*

Ziel der Gruppe der „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ ist die Sendung (missio). Ihre Mitglieder dienen den Nächsten (Nachbarn). D.h. Christen finden sich in einem bestimmten Wohngebiet zusammen um sich für ihre Nachbarn zu engagieren. Erklärtes Ziel von „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ (KcG) ist es, dass Christen mit den Menschen aus ihrer weiteren Nachbarschaft, Wohngebiet, Stadtteil oder das kleine Dorf ein soziales Netzwerk bilden. Hier werden die Sorgen

² Klemens ARMBRUSTER: *Das „Einander-Prinzip“*, in: Konradsblatt 23 (2005), 19.

und Nöte, die Freuden und die Hoffnungen der Bewohner geteilt und so Nachbarschaft als Reich Gottes entdeckt.

Neuerdings wurden in der Erzdiözese Singapur diese „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ (Small Christians Communities, SCC) umbenannt in: „Christliche Nachbarschaftsgemeinschaften“ (Neighbourhood Christians Communities, NCC).

7. Zusammenfassung I:

Unter dem Stichwort „Disembedding“ fasste Anthony Giddens das soziale Problem der Moderne zusammen. In den zurückliegenden Epochen war man in vertrauten und überschaubaren Orts- und Sozialbezügen relativ fest eingebettet. Der Mensch von heute lebt entbettet. „Unter Entbettung verstehe ich das «Herausheben» sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen.“³ Damit bietet die Moderne und Postmoderne dem einzelnen Menschen (Subjekt) nicht mehr selbstverständlich ein soziales Beziehungsnetz (System). Er droht zu vereinzeln.

Deshalb fordert Heiner Keupp: „Die grundlegende Erfahrung des «Disembedding», so Heiner Keupp, „kann nur durch einen gegenläufigen Prozess der Beheimatung aufgehoben werden, der eine aktive Leistung des Subjekts darstellt und die (Wieder-)Einbettung von persönlichen Projekten in soziale Kontexte sowie die Wiederherstellung von Verbindungen zu Orten, Personen und kulturellen Kontexten beinhaltet.“⁴ („Reembedding“) Dies gelingt, wo

entsprechende soziale Systeme bereits existieren oder neu aufgebaut werden.

Was für den Menschen allgemein gilt, dass er zu seiner Identitätskonstruktion, um sich definieren zu können, einen sozialen Kontext braucht, das gilt auch nach Ursula Boos-Nünning für seine Religiosität: „Um die Plausibilität seines Glaubens zu erhalten, muss der religiöse Mensch die Möglichkeit haben, seine Auffassung durch Gleichdenkende, die die Wirklichkeit so erleben wie er selbst, zu bestätigen. Der religiöse Mensch braucht dazu nicht nur das abstrakte Wissen, dass es irgendwo Menschen gibt, die die gleichen Glaubensvorstellungen haben wie er, sondern er braucht die konkreten Kontakte.“⁵

In der Kirche, näher hin in den Gemeinden vor Ort, kommen wir gar nicht umhin, neue Formen von Gruppen und Gemeinschaften als eine neue Art, Kirche zu sein, zu fördern.

8. Zusammenfassung II

Nehmen wir also mit, was uns Papst Johannes Paul II. in seinem Schreiben *Novo millennio ineunte*⁶ zum neuen Jahrtausend mit auf den Weg gegeben hat: „Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen. Was bedeutet das konkret? [...] Vor der Planung konkreter Initiativen gilt es, eine *Spiritualität der Gemeinschaft zu fördern*, indem man sie überall dort als Erziehungsprinzip herausstellt, wo man den Menschen und Christen formt, wo man die geweihten Amtsträger, die Ordensleute und die Mitarbeiter in der Seelsorge ausbildet, wo man die Familien

³ Anthony GIDDENS: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt a. M. 1995, 33.

⁴ Heiner KEUPP u.a.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg 2008, 181; Zur „Einbettung in neue Stil- und Ortsbezüge“ vgl. Franz-Peter TEBARTZ-VON ELST: Gemeinde in mobiler Gesellschaft. Kontexte – Kriterien – Konkretionen, (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 38) Würzburg 2001, 342ff.

⁵ Ursula BOOS-NÜNNING: Dimensionen der Religiosität Zur Operationalisierung und Messung religiöser Einstellungen, München 1972, 155.

⁶ Vgl. Johannes Paul <Papa II.>: *Novo millennio ineunte*, Bonn, 2001 (VApS 150 Nr. 38-44). Niederländisch: 0020 auf www.stucom.nl.

und Gemeinden aufbaut. Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet vor allem, den Blick des Herzens auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu lenken, das in uns wohnt und dessen Licht auch auf dem Angesicht der Brüder und Schwestern neben uns wahrgenommen werden muss.

Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet zudem die Fähigkeit, den Bruder und die Schwester im Glauben in der tiefen Einheit des mystischen Leibes zu erkennen, d. h. es geht um ‚einen, der zu mir gehört‘, damit ich seine Freuden und seine Leiden teilen, seine Wünsche erahnen und mich seiner Bedürfnisse annehmen und ihm schließlich echte, tiefe Freundschaft anbieten kann. Spiritualität der Gemeinschaft ist auch die Fähigkeit, vor allem das Positive im anderen zu sehen, um es als Gottesgeschenk anzunehmen und zu schätzen: nicht nur ein Geschenk für den anderen, der es direkt empfangen hat, sondern auch ein ‚Geschenk für mich‘. Spiritualität der Gemeinschaft heißt schließlich, dem Bruder ‚Platz machen‘ können, indem ‚einer des anderen Last trägt‘ (Gal 6,2) und den egoistischen Versuchungen widersteht, die uns dauernd bedrohen und Rivalität,

Karrierismus, Misstrauen und Eifersüchteleien erzeugen. Machen wir uns keine Illusionen: Ohne diesen geistlichen Weg würden die äußeren Mittel der Gemeinschaft recht wenig nützen. Sie würden zu seelenlosen Apparaten werden, eher Masken der Gemeinschaft als Möglichkeiten, dass diese sich ausdrücken und wachsen kann.“ (NMI 43).

2. Vortrag: Über das Wie und Warum des WeG-Konzeptes: 0354de auf www.stucom.nl

Praxis in Diözese Hasselt: 0355 auf www.stucom.nl

Contact: www.stucom.nl/contact

Mehr: www.stucom.nl

Dokument 0353de www.stucom.nl.

Aanvullende informatie in documenten op www.stucom.nl

- teksten van Klemens Armbruster: 0216, 0217 en 0219
- het small Christian communities (SCC)-bulletin: 0302
- het 6^e congres, 'Wie inspireert de parochie' (2010): 0259 en 0312.
- 5e congres: 0243 en 0193. Dat congres was in 2008 en ging over 'Small Christian Communities als gaven voor de vitaliteit van parochies'.

- lezingen van prof. dr. Jozef Wissink en dr. Sake Stoppels over het boek *Kleine geloofsgroepen*: 0347 en 0348.
- over het boek *Kleine geloofsgroepen*: 0349.